

Bericht der Landespastorin 2006 / 2007

Vernetzte Lebenswelten

Suchet der
Stadt Bestes
und betet für sie
(Jeremia 29,7)

Mitglieder- versammlung

Rendsburg,
1. November 2007

Diakonisches Werk
Schleswig-Holstein
Landesverband der
Inneren Mission e.V.

Impressum

Herausgeber Diakonisches Werk Schleswig-Holstein
Landesverband der Inneren Mission e.V.
Kanalufer 48
24768 Rendsburg
Telefon 04331 593-0
Telefax 04331 593-244
presse@diakonie-sh.de
www.diakonie-sh.de

Gestaltung/Layout Nicola Paustian
Diakonisches Werk Schleswig-Holstein

Rendsburg, November 2007



Vernetzte Lebenswelten

Suchet der Stadt Bestes
und betet für sie
(Jeremia 29,7)

1. Komplexität der Lebenswirklichkeit

Um die Ecke zu schauen, fremdes Neues nicht Verlusten gleichzusetzen, den Wandel der Realitäten zur Kenntnis zu nehmen, die Balance zu halten und beständig neu zu finden, heißt, sich auf die Komplexität als Grundstruktur des Lebens einzulassen. Nicht die Reduktion auf das Einfache mit der Folge von kleinteiliger werdender Spezialisierung, Segmentierung und Fragmentarisierung kann die Anschlüsse zum Gesamt des Lebens herstellen, so die These des Befreiungstheologen Leonardo Boff¹.

Über die subjektive Wahrnehmung und das Erleben von Isolation, Ausgrenzung, Marginalisierung, Einsamkeit hinweg reagieren Menschen als Teil komplexer Netze von Beziehungen und Interaktionen aufeinander und ihre Umfelder und sind nicht bloße Objekte. In diesem Sinne bildet das Universum das Gesamt der Beziehungen aller Subjekte, das sich wiederum spiegelt in den nahräumlichen regionalen und lokalen Interaktionen. Netzwerke können der Stoff werden, aus denen sich Zukunft und Vertrauen in Veränderungen weben lässt, weil sie von komplexen Wirklichkeiten ausgehen und sich prozesshaft weiterentwickeln. Gerade in Zeiten der Digitalisierung mit ihrem Grundmuster des „Entweder-Oder“ bilden Netzwerke die Strukturen des analogen Sowohl-als-Auch“.

Komplexität vom lateinischen *complexi* steht dafür, das Leben nicht monolithisch zu sehen, sondern als ein Umschlungen-, Umfasst- und Umarmtsein ganz individuell gelebten Menschseins mit demjenigen

¹ Leonardo Boff: Der Adler und das Huhn, Düsseldorf 2002³, S.71f

von anderen konkreten Menschen. Der Wortstamm *plect* hat mit dem deutschen Wort *flechten* – als Zusammenhalt von eigenständigen Teilen – ebenso zu tun wie mit dem Wort *pflegen*. Der Komplexität menschlichen Lebens kann beispielsweise in der derzeitigen Diskussion um Wohn-, Pflege-, Assistenz- und Unterstützungsarrangements nur die nachfrageorientierte Vielfalt von Angeboten gerecht werden. Die Frage von Lebensqualität und Teilhabe abstützenden Arrangements ist eine Querschnittsfrage, denn sie stellt sich für Menschen mit Behinderungen ebenso, wie für Kinder und Jugendliche und auch für das Leben im Alter und mit Demenz². Nur der konkrete Mensch kann für sich allein oder mit seinen Angehörigen gemeinsam entscheiden, was für ihn – und nur für ihn – das richtige ist zu dieser Zeit. Nicht ambulant oder stationär sollte die Frage sein, sondern ambulant und stationär. Gefragt sein werden Arrangements, die die Beteiligung an im Sinne von Partizipation und Teilgabe und das Leben mit anderen im Gemeinwesen fördern. Wir müssen lernen, in Zusammenhängen zu denken und die vertrauten Klassifizierungen verlassen, die bisher Garant dafür zu sein schienen, der Komplexität Herr zu werden. Vielleicht hat Frederic Vester Recht, wenn er feststellt, dass der „Grund für die immer noch herrschende Schwerfälligkeit, in Zusammenhängen zu denken, (...) natürlich auch an der Art unserer Ausbildung, an der Art wie unsere Schulen und Universitäten die Welt präsentieren liegt: als eine heterogene Menge getrennter Komponenten, die wir zwar alle einzeln kennen (...), ohne jedoch die Beziehungen und das Wechselspiel zwischen ihnen zu erfassen.“³ Was wir zukünftig brauchen werden ist ein Denken und Handeln in vernetzten Zusammenhängen.

2 Bis zum Jahr 2020 wird die Zahl der an Demenz erkrankten Personen in SH um knapp 58 % von 30.985 (2000) auf 48.929 (2020) steigen und die Zahl der pflegebedürftigen Personen um rund 43 % von 71.794 (2000) auf 102.694 (2020). Vgl.: Beske e.a.: Gesundheitsversorgung 2050 – Prognose für Deutschland und Schleswig-Holstein, Kiel 2007, S. 112/115

3 Frederic Vester: Die Natur managt ihre Komplexität, in: Die Gazette, 15/2007, S. 46-48

2. Individualität und Gemeinwesenorientierung

Gesellschaftliches Leben gestaltet sich im Kräftefeld von individuellen und kollektiven Freiheiten und Verantwortungen, die zueinander in Beziehung stehen. Das, was für die Entwicklung von Gesellschaften nötig ist (z.B. Inklusivität, Universalität, Kooperation, sozialer Dialog), hat für mich Martin Luther in seiner Freiheitsschrift in der Doppelthese von Freiheit und dienstbarer Knechtschaft sehr eindrücklich beschrieben. Freiheit ist grundlegend die Freiheit von, ist Gabe und Zusage aus der erfahrenen Rechtfertigung des Sünders durch Gott. Zur Freiheit von gehört die Freiheit zu, denn sie dient immer dem Nächsten. Luther beschreibt eine diakonische Grundstruktur des Glaubens, der durch die Liebe tätig wird (Gal. 5,6). Zwischen Individualität und Gemeinschaftsbezug gestaltet sich dann, was Luther an anderer Stelle so beschrieben hat: „Du bist aller Dinge frei bei Gott durch den Glauben; aber bei den Menschen bist du jedermanns Diener durch die Liebe.“⁴

Dem Nächsten dienende Freiheit wirkt in die Realitäten des Lebens. Diakonie ist daher als Auftrag des Christseins in der Öffentlichkeit zu beschreiben. Diese Öffentlichkeit ist beides: Innergemeindlicher Bezug und in das gesellschaftliche Umfeld des Gemeinwesens - mit seinen vielfältigen Systemen von Wertereferenzen - weisend und wirkend. Dem öffentlichen Auftrag entspricht die Interpretation von Diakonie durch John N. Collins⁵. Er identifiziert unter Hinzuziehung nichtchristlicher Quellen den Begriff Diakonie in drei Kontexten: der Botschaft, der Tätigkeiten für einen Auftraggeber und des Aufwartens im Haushalt. In allen drei Bereichen meint Diakonie das Dazwischen - Gehen und die Vermittlung. Der in diesem Sinne Tätige ist Vermittler, Sprecher und Kurier/Zwischenhändler (Botschaft), ist Agent und Medium (Tätigkeiten) und Diener und Aufwärter (Aufwarten im Haushalt).

⁴ WA 12, 133

⁵ Vgl. H.-J. Benedict: Beruht der Anspruch der evangelischen Diakonie auf einer Mißinterpretation der antiken Quellen? In: Pastoraltheologie 89; 349-364; J.Gohde: Die Aufgaben der Diakonie im zukünftigen Europa In: M. Schibilsky, R. Zitt: Theologie und Diakonie, Gütersloh 2004, 54-65

Diakonisches Handeln im Gemeinwesen und in der Gesellschaft vollzieht sich als Mitgestaltung und Mitverantwortung im Religiösen, im Politischen und im Sozialen. In der Konsequenz geht es darum, die Botschaft der rechtfertigenden Annahme, der Liebe und der Barmherzigkeit Gottes im Sozialen der Welt zu kommunizieren, erfahrbar werden zu lassen und zu gestalten. Christinnen und Christen sind in der ihnen geschenkten Freiheit durch Gott Beauftragte und Befähigte und in der praktischen Ausgestaltung ihres Auftrages sind sie hilfreich Handelnde und Dienende.

Als Gemeinschaft der Beauftragten und Befähigten, aber auch als die, die als konkrete Personen zutiefst um ihr Angewiesensein auf Annahme, Vergebung und Barmherzigkeit wissen, kann christliche Gemeinde intermediär arbeiten und ihren Beitrag zum Leben der Gemeinschaft leisten. Recht und Gerechtigkeit haben mit Barmherzigkeit zu tun und dem Besten der Stadt, das es zu suchen gilt. Im Wissen um die eigene Hilfenotwendigkeit kann die christliche Gemeinde, können diakonische Unternehmungen die „alten“ asymmetrischen und paternalen Hilfe- und Betreuungsstrukturen überwinden und gemeinsam mit den betroffenen Männern und Frauen, Jungen und Mädchen, Teenagern und Alten, Gesunden und Behinderten danach fragen, was gebraucht wird, um teilzuhaben und teilzugeben am Leben im Gemeinwesen.

Wir könnten von den Modellen des Empowerment von Marginalisierten lernen und davon, wie Menschen sich anstiften lassen, ihre Sache in die Hand zu nehmen und zu gestalten. Saul Alinsky, der „Erfinder“ des Community-Organizing beschreibt in einem Gespräch den Ansatz so: „Unsere Taktiken müssen sich nach den Bedürfnissen und Problemen jedes bestimmten Gebietes richten, das wir organisieren, aber erfolgreich sind wir letztlich mit einer übergeordneten Strategie geworden, die wir ziemlich genau befolgen: Das zentrale Prinzip all unserer Organizing-Vorhaben ist Selbstbestimmung.“⁶ Vom Gemeinwesen her

⁶ Leo Penta: Community Organizing, Hamburg 2007, S. 28; Es sei angemerkt, dass die Bewegung des Community Organizing als Empowermentstrategie und als Compassion mit den Marginalisierten in den USA maßgeblich von den Kirchen der verschiedensten christlichen Bekenntnisse gemeinsam mitfinanziert und praktisch unterstützt wurde/wird.

zu denken und diakonisch zu handeln würde aus diakonischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern Agenten, Vermittler, Kuriere und Diener machen.

Diakonie, die im Sinne Collins dazwischen geht, wird Hilfeformen und Menschen vernetzen, sie wird sorgfältig und respektvoll unterscheiden zwischen den je individuellen Krisen und den strukturellen Schwierigkeiten von gesellschaftlicher Bedeutung. Sie kann so in ganz neuer Weise ihre advokatorische Funktion im Sinne des Jeremia Wortes ausüben und wird ihre Stimme zusammen mit anderen erheben. Damit wird sie auch der Entwicklung eines „Nanny Staates“ widerstehen, von dem der in Berlin lebende Australier Boris Eldagsen⁷ spricht, weil die westlichen Gesellschaften Risiko nur noch als Synonym für Gefahr sehen und die in ihm liegenden Chancen des erfolgreichen Umrundens einer Klippe (so die Ursprungsbedeutung) verdrängen. Ängste und Gefahren lauern überall dort, wo Unbekanntes und Neues sichtbar wird und ihnen muss mit Sicherheit – dem Ruf nach dem „Nanny Staat“ - begegnet werden.

Wir agieren (gerade auch in den Diskussionen um Bestand und Veränderungen von Ansprüchen nach den Sozialgesetzbüchern) stark sicherheits- und bestandsorientiert und trauen uns mitunter nur zögerlich, uns den Risiken als Herausforderungen von Neuen, von Zukunft, von Fremden zu stellen. „Deshalb sind Gesellschaften und Kulturen, die stark sicherheitsorientiert sind, langsame, zögerliche, wehmütige Gesellschaften. Sie strömen keine Zuversicht aus. Und sie haben kein Ziel (...). Risiken sind Wegmarken. Ohne Risiko wären wir nicht am Leben. Sicherheit führt zum Stillstand. Risikobereitschaft zu Vertrauen.“⁸ – stellt Wolf Lotter fest. Wir müssen lernen, um die Ecke zu schauen, dem Risiko zu begegnen. Wir müssen uns entscheiden, um die Bedürfnisse der heutigen Generationen mit den Lebenschancen der zukünftigen Generationen verknüpfen zu können.

7 Boris Eldagsen: Safety by numbers in: 5. Körper Foto Award: Balanceakt: Sicherheit, Hamburg 2007, S. 30

8 A.a.O. Wolf Lotter: Angst, Sicherheit, Risiko und andere Lügen

Nicht der „Nanny Staat“ ist es, den wir brauchen, sondern die Dualität von öffentlich verantworteter und organisierter Solidarität und selbst- und mit(einander)verantworteter und organisierter Solidarität vor Ort, in der Familie, im Freundeskreis, in der Nachbarschaft, im Dorf und im Stadtteil. Diakonisch buchstabiertes Christsein inmitten der Realitäten von unterschiedlichen Lebenswelten wäre dann: die Bahnen des eingeübten Handelns infrage stellen zu lassen und aus den „Schienen“ zu springen; Verbündete werden für den Fortschritt von Minderheiten, damit sie ihre Eigenkontrolle wiedergewinnen, ihre Stärken neu entdecken und selbst bestimmtes Tun entfalten können; Agenten werden für Arrangements des Miteinanders von Armen und Reichen, von Jungen und Alten, von Gesunden und Kranken, von Behinderten und Nichtbehinderten, von Fremden und Bekannten. Ein Christsein, das zuhören kann und dabei heraushört, was die Sorgen und Probleme, die Verletzungen und Schwierigkeiten sind, die Menschen zu ihren Lebens-Einstellungen und ihren Lebens-Lethargien geführt haben. Ein Christsein, das den Rechtfertigungen für Trägheiten ebenso den Wind aus den Segeln nimmt, wie den undifferenzierten Zuweisungen von Schuld an den strukturellen Bedingungen prekärer Lebenslagen (Exklusion durch fehlende Erwerbsarbeit bei langjährigen ALG II – Empfängerinnen und Empfängern, durch Migrationshintergründe, durch verpasste Bildungsanschlüsse).

3. Akzeptanz des Sozialstaats

Den Komplexitäten global verflochtener Lebensrealitäten wird man künftig eher durch duales Denken und Handeln von sowohl - als auch entsprechen können. Wir lassen uns schnell in Alternativdebatten von entweder oder drängen. Privatisierung ist eben nicht das Heilmittel gegenwärtiger Probleme und Eigenverantwortung lässt sich nicht gegen das Sozialstaatsgebot ausspielen. Beides muss in einem beständigen Aushandlungsprozess ausbalanciert werden, wenn Zivilgesellschaft ernst genommen wird und die Rolle der intermediären Gruppen und Organisationen zu beschreiben ist. Vermutlich sind neue „Grammatiken“ der Sozialstaatlichkeit zu lernen. Zur Kultur des Hel-

fens in Notlagen und des Für-andere-Tuns sollte eine Kultur des „Mit-anderen-für-sich-etwas-Tuns“ hinzutreten. Dem Fluss von Top Down und Bottom Up – vom Staat zum Bürger und vom Bürger zum Staat – entspräche eine Beteiligungskultur als Überwindung von Versorgungsmentalitäten und die Bereitstellung von Rahmenbedingungen zur Entwicklung von „social capital“.

Doch, wie kann ein Sozialstaatsmodell aussehen, das sich traut, um die Ecke des Gewohnten auf Neues zu schauen und das die unterschiedlichen europäischen Sozialstaatsmodelle orientieren kann ohne sie zu normieren? Wie kann der demografische Wandel nicht nur als Auslöser für aufzubauende Pflegekapazitäten begriffen werden, sondern das Engagement älterer Menschen als gesellschaftliche Ressource verstanden werden? Wie können tragfähige Konsense in einer Gesellschaft gefunden werden, in der durch Migration im Laufe der Jahrzehnte eine Vielfalt an ethischen und normativen Wertereferenzen entstanden ist? Julian Nida-Rümelin⁹ verweist nachdrücklich darauf, dass es keine demokratische Ordnung ohne Gerechtigkeits-sinn gebe und Demokratie immer von der Forderung nach Gleichheit abhängt. „Gleichheit besteht darin, die gleiche Freiheit zu haben und alle mit der gleichen Würde und dem gleichen Respekt zu behandeln.“ Zu einer modernen Demokratie gehört die Bürgerschaft, die sozialstaatlich abzusichern ist. Dazu sind fünf normative Grundelemente nötig:

Inklusivität und Universalität als Einbeziehung aller (bei Finanzierung durch Steuern wie auch bei den Leistungsansprüchen) unabhängig vom jeweiligen Status.

Kooperation als Element wechselseitiger und damit solidarischer Unterstützungsbereitschaft. Dazu ist die Mischstruktur von Umverteilung zu Gunsten der Schwächeren (Sozialversicherungssysteme) und individueller Versicherung nötig.

Marktbegrenzung, weil Markt nicht zu den effizientesten Formen der

9 Julian Nida-Rümlin: Gerechtigkeit in Europa, in: Die Gazette 15/2007, S. 19-25

Organisation sozialer Dienstleistungen gehört (vgl. das privatisierte, teure und weniger leistungsfähige Gesundheitssystem in den USA).

Sozialer Dialog als Modell der Mitbestimmung nicht nur in den Fragen, die die Tarifpartner angehen.

Staatliche Bildungsverantwortung als Garant für den Zugang aller zu Bildung und Ausbildung und damit als wichtiges Element der Bekämpfung sozialer Exklusion.

Es wird künftig also darum gehen, in verantworteter Freiheit Solidarität öffentlich verantwortet für die Risiken des Lebens nachhaltig zu organisieren, die nicht vom Einzelnen oder der kleineren gesellschaftlichen Einheit leistbar ist und gleichzeitig auch Solidarität persönlich verantwortet zu organisieren in den Familien, in den Nachbarschaften und im Gemeinwesen.

4. Netzwerke

Wir versuchen immer wieder der Komplexität mit Vereinfachungen zu begegnen, um sie handhabbarer werden zu lassen und merken, dass es so nicht geht. Wenn die Grundstruktur des Lebens Komplexität ist, dann wird es Zeit, unser Denken und Handeln auf das Verknüpfen von Anlässen und Lebenslagen hin zu orientieren. Das Gestalten von und Agieren in Netzwerken – zunehmend wichtig ist dabei auch die Kooperation mit anderen – kann dann zum möglichen variablen Instrument gegen die Segmentierung von Lebensrealitäten, von Benachteiligung und Ausgrenzung werden. Netzwerke gibt es immer, sie wachsen „organisch“ und entziehen sich letztlich steuernden Eingriffen. Dennoch: ob sie brüchig werden und reißen hängt auch von der Aufmerksamkeit ab, die ihnen gewidmet werden. Netzwerkorientiert zu handeln nimmt wahr, dass Menschen in den unterschiedlichsten Geflechten von Beziehungen leben und agieren: In primären Netzwerken von Familie, Nachbarschaft und Freundschaft lokal und regional; in sekundären Netzwerken mit Institutionen und Organisationen wie beispielsweise Kommunen, Ämter, Verwaltungen und Schulen; in tertiären Netzwer-

ken der Selbsthilfe und der sozial-investiven Organisationen (z.B. Verbände, Vereine, Stiftungen und Kirchengemeinden) im intermediären Bereich zwischen Staat und Markt.

Unsere Angebote ordnen sich entsprechend guter Aufgabenteilung entlang der Lebensalter und der anfallenden Hilfebedarfe von jung bis alt; wir ziehen unseres Wegs und bleiben gefangen in den Säulen von Zuständigkeiten. Uns ist der Verweis auf „Stationen“ kompetenter Hilfe zur Gewohnheit geworden und damit arbeiten wir weniger ambulant verknüpfend (complecti: umarmend und pflegend) im Sinne einer sich im Gemeinwesen bewegend, aufsuchenden, zugehenden und dazwischen gehenden Präsenz im Leben von Menschen. Dem diakonischen Auftrag, Gottes Liebe in den Realitäten der Welt spürbar werden zu lassen, entspricht zutiefst ein Handeln in Netzwerken. Eine Botschaft, die den Menschen aufrichtet, ihn zur Freiheit befreit und ihm zutraut, seine Sache in die Hand zu nehmen (Apg. 3, 3-6) braucht Strukturen des Zugehens, des Zusammenbringens, des Miteinandergestaltens und des Miteinanderentwickelns. Petrus und Johannes bringen den Gelähmten vor dem Tempel auf Augenhöhe. Sie verweigern Silber und Gold, das sie eh nicht haben, nehmen ihn unter Verweis auf ihren Auftraggeber (Christus) bei der Hand und richten ihn auf. In ihrem Tun ist die Liebe Gottes präsent, die Räume der Zugewandtheit, der Kommunikation und der Interaktion eröffnet.

Netzwerke als Interaktionsmodelle - eines Ich für mich, ich mit anderen für mich, ich mit anderen für andere – helfen, die Veränderungen in den sozialen Infrastrukturen lebensdienlich mitzugestalten. Die Erosion der Angebote der Dienstleistungen und Versorgung im ländlichen Raum, die sich verstärkenden Problemlagen in den Städten und die zunehmend einseitige Betrachtung der Lebenswelten und Lebenslagen unter dem Primat der Ökonomie fordern zum individuellen und kollektiven Mitverantworten und Mitgestalten heraus. Diakonische Einrichtungen und Kirchengemeinden können zu „Basislagern“ des Empowerments zum Erhalt und zur Weiterentwicklung solidaritätsstiftender Infrastrukturen werden. Weil Netzwerke als Strukturen gestal-

teter Hilfe zur Selbsthilfe und des bürgerschaftlichen Engagements derzeit Eingang in die Reformen der Sozialgesetzgebung finden, bietet sich die Chance, das Gewohnte „quer-zu-denken“. So liest man beispielsweise im Referentenentwurf zur Reform des Pflegeversicherungsgesetzes: „Das bürgerschaftliche Engagement ist neben familiären und professionellen Hilfearrangements eine wesentliche Stütze bei der pflegerischen Versorgung der Bevölkerung. Es soll über die bereits im Gesetz verankerten Maßnahmen hinaus gestärkt werden.“ (RE, S.84)

Es ließe sich an die Konzepte des Community Organizing mit seinen Elementen des Einfallsreichtums, der Legalität, des Aufsehens und des Effekts, und an die Konzepte der Quartiersentwicklung anschließen und Wohnen, Arbeiten und Leben auch bei Assistenz- und Pflegebedarf gemeinwesenorientiert als Netzwerk von Eigenverantwortung, Selbsthilfe, professioneller Unterstützung und der Interaktion zwischen Personen, Institutionen und Organisationen gestalten. Wenn wir mit unserem Gott über Mauern springen können (Ps. 18,30), dann können wir auch „aus den Schienen springen“ und gemeinsam mit allen Akteuren die jeweiligen milieubedingten Konventionen und Prägungen überwinden. Hier könnte auch der Ort der Begegnung zwischen Einrichtungen und gemeindlicher Diakonie liegen, der Gräben überbrückt im gemeinsamen Handeln im Gemeinwesen.

5. Was auf dem Weg nötig ist

Wir brauchen Kirchengemeinden, die sich als Teil des Gemeinwesens erleben und die einladend präsent sind. Kirchengemeinden, die Räume öffnen und zum Ausgangspunkt für Initiativen und Kooperationen gemeinsamer Aktivitäten über Begrenzungen hinweg werden. Kirchengemeinden, die gemeinsam mit der Bürgergemeinde in eine Kultur des Vertrauens und des sich Kümmerns investieren und notfalls durch beharrliche Präsenz die politisch Verantwortlichen überzeugen (Vgl. die bittende Witwe Lk. 18, 2-5). Sie können Ort der Begegnung

und Wahrnehmung sein, an dem vergleichbare Sorgen und Nöte zum Motor von Veränderung werden und Menschen sich engagieren und teilhaben können.

Zu Generationenhäusern umfunktionierte Gemeindehäuser, Stadtteilcafés oder auch Markttreffs in den Dörfern werden Herberge (nicht nur unter der Woche, sondern besonders am Wochenende, wenn sich die Zeit zieht und Alleinsein zur Einsamkeit wird) in der die Gastfreundschaft Gottes am Altar ihre Entsprechung in der Gastfreundschaft der Gemeinde im Quartier findet. Sie werden zum Open-Space, zum offenen Raum, in dem Hoffnung und Fürbitte, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, Klage und Dank miteinander kommunizieren.

Es liegt an uns, ob wir die Menschen als mögliche Klienten und Objekte unserer Hilfeleistungen sehen wollen, oder als Subjekte mit Talenten und Stärken, die zu achten sind. Die erzählte und mitgeteilte Erfahrung macht Betroffene zu Experten ihrer Lebenslagen und Zuhörende zu Verstehenden und gemeinsam wird zu fragen sein, wie ihr Expertenwissen im politischen Diskurs der Entwicklung von Lebensqualität in Sozialräumen fruchtbar werden kann.

Wir brauchen viel mehr Projekte des vernetzten Miteinanders – oder sollte ich sagen, einen verstärkten Brückenbau, um die Inseln im Gemeinwesen miteinander zu verbinden? – und der Stärkung von Eigen- und Mitverantwortung. Nicht den Mangel verwalten sollte die Losung sein und auch nicht Ruhe durch versorgende Ruhigstellung. In der Begegnung vor Ort und in den Modellen auf Gegenseitigkeit könnte auch der Fluchtpunkt liegen, den Konflikt zwischen der reichen professionellen Diakonie der Einrichtungen und der diakonisch armen Gemeinde zu überwinden. Das Evangelium beunruhigt, weil es auf dem Wege – also präsent und ambulant - ist, weil es die Armut im Reichtum sieht und sie nicht ausschließlich als materielles Problem begreift. Armutsorientierung hat es mit Respekt und Würde, mit Individualität und Freiheit zu tun.

Wir brauchen Menschen wie du und ich, Profis und Amateure, die dazwischen gehen und zu Agenten, Vermittlern, Kurieren und damit zu „Diakonen“ werden. Menschen, die sich auf den Weg machen, um die Ecke schauen und aus den Schienen des Vertrauten springen und ihre Ressourcen zusammentragen. Menschen, die an Lösungen interessiert und nicht ausschließlich an Problemen orientiert sind. Menschen, die ihre durch Gottes Rechtfertigung geschenkte Freiheit als Freiheit von und Freiheit zur Nächstenliebe leben und die sich aus dieser Freiheit heraus sorgen und kümmern um die eigene Lebensqualität genauso, wie um die der Nächsten. Menschen, die sich in Kooperationen begeben, um Solidarität im nähräumlichen Miteinander und im Gesamt der Gesellschaft zu organisieren und zu stiften.

6. Konkrete einer gemeinwesenorientierten Diakonie

Qualität durch Bildung

Im Landesverband wird Qualität der Arbeit und des Dienstes angestrebt durch Aus-, Fort- und Weiterbildung im Sinne von strukturierten Prozessen des lebenslangen Lernens auf Gegenseitigkeit. In der Alten- und Krankenpflege halten diakonische Bildungsträger zwischen Flensburg und Lübeck gut 850 Ausbildungsplätze vor, die sich einer guten Nachfrage erfreuen. Im Bereich der pädagogischen Ausbildungen werden rund 230 Plätze angeboten und in Lübeck gibt es eine offene Ganztagschule für 75 Kinder mit geistigen Behinderungen – als exemplarische Auswahl des vielfältigen diakonischen Engagements.

Die Bildungsinstitute der Diakonie und der Landesverband selbst bieten zunehmend qualifizierende Angebote für freiwillig und ehrenamtlich engagierte Frauen und Männer an. Grundkurse mit Inhalten der Erwachsenenpädagogik, mit Methodenvermittlung, mit kleinem Rechtswissen machen fit fürs Engagement mit anderen in Einrichtungen und Diensten, bei Besuchen und in der Begleitung zu Ämtern und Behörden. Hier sei auf die Ämterlotsen und die Seniorenbegleiter beispielhaft verwiesen. Aber auch auf ein EU-Stage-Projekt „Kieler Alltagshilfen“, das interessierte Amateure, Betroffene und Profis un-

terstützt mit dem Ziel, vielen alten Frauen und Männern das eigenständige Leben zu Hause abzusichern. Kindergärten und Familienbildungsstätten konzipieren gemeinsame Angebote für Familien und andere Lebensformen von Jungen und Alten, damit der Marathon der generationenübergreifenden Produktion von sozialer Kohäsion gelaufen werden kann und das Leben nicht auf der Strecke bleibt. Welcome als Unterstützung des Lernprozesses Elternsein gehört dazu.

Wohnprojekte

Es tut sich einiges, wenn die Generation der WG'ler älter wird. Viele sind mit anderen auf der Suche nach geeigneten Mitmenschen unterschiedlichen Alters und unterschiedlichen Familienstandes und geeigneten Häusern, in denen sich die Ideen des anderen Wohnens realisieren lassen. Warum, so frage ich mich, kann man nicht Dörfer in Städte bauen und ausgediente Höfe auf dem Land so überplanen, dass sie ein Zuhause werden, in dem Alte und Kinder ihren Platz haben und sich begegnen; das aber auch die notwendigen Zonen des Rückzugs und der Stille bereit hält. Vereine und Einrichtungen und vielleicht künftig auch in den Aktivregionen Schleswig-Holsteins involvierte Kirchengemeinden könnten Interessierte zusammenbringen und mit ihnen die Wege gehen; meist sind zwei Jahre nötig vom ersten Treffen möglicher Interessenten bis zum ersten Bauabschnitt des Projekts – wobei solche Projekte wie Netzwerke sind, sie wachsen und verändern sich.

Wohnen mit Anschluss

Pflege, Wohnen und Leben im Alter mit und ohne Demenz in den Quartieren der Stadt ist das Ziel, das sich viele diakonische Unternehmen gesetzt haben. Sie gehen in die Orte und hören auf das, was die Leute erzählen, wovon sie träumen. Umzug nicht ins Heim, aber in ein Umfeld, das die Assistenzen für die Alltagspraxis bereit hält und verlässlich vom geringen zum steigenden Bedarf bereithält. Im Sozialraum werden ambulante und stationäre Pflege vernetzt in Häusern, die dem Konzept der Wohngruppen verpflichtet sind. Alt ist nicht grau, „alt ist bunt“, weil die Vielfalt der Bedarfe ein buntes Spektrum von

Möglichkeiten nach sich ziehen wird – vielleicht auch irgendwann mit generationenübergreifenden Pflegefamilien.

Heil und Heilung

In Schleswig-Holstein wird derzeit das Netz ambulanter palliativer Versorgung aufgebaut. Diakonische Gemeinden können einladen, sich auf die Prozesse der Seele einzulassen. Sie können mitsingen im Chor aus Pflege und Medizin, aus Physio- und Psychotherapie, aus Kranken und Gesunden und die Stimme der Seelsorge und der spirituellen Prozesse übernehmen. In der Gemeinschaft der Kirchengemeinde kann Leiden und Leid in Beziehung gesetzt werden, kann Verständigung im Sinne von Commitment hergestellt werden und im Blick auf das Kreuz des Schmerzes Gottes das Mitleiden, die Compassion zum Lebenssystem werden, das die Erfahrungen von Leid, Trauer und Sinnlosigkeit aushält, Ängste aussprechbar werden lässt und die Hoffnungen und Liebe auffängt.

Sich auf den Weg machen, Anschlüsse zwischen diakonischen Einrichtungen und Diensten, Kirchen- und Bürgergemeinden und anderen Akteuren im Gemeinwesen (z.B. Kassen, Ärzte, Therapeuten, Vereine, Verwaltungen) zu knüpfen für Netzwerke zwischen Projekten gemeinwesenorientierter Wohn- und Lebensformen, des Konzepts der Aktiv-Regionen zur Förderung des ländlichen Raums und des Aufbaus ambulanter Palliativ Care, könnte lohnende Aufgabe in der Zukunft werden.

Suchet der Stadt Bestes und betet für sie – nimmt die Horizonte der Freiheit der Kinder Gottes auf, die an allen Orten sich gewiesen wissen in die sozialen Geflechte menschlicher Gesellschaft. Suchet der Stadt Bestes hat heute mit der Vielfalt des Herkommens, der Religionen und Kulturen zu tun, in denen Menschen sich beheimatet fühlen und die ihnen vertraut sind. Christsein in der Öffentlichkeit ist kein Christsein im Schonraum. Es trägt Verantwortung mit am Wohl und Wehe der Zivilgesellschaft, daran, dass die Gedanken der Überwindung von Unterschieden und der Partizipation nicht der unstatthaften Vereinfachung

chung der Komplexität des Lebens dient. Konstitutiv sind dem Leben in seiner Komplexität nicht Einfachheit, Vollständigkeit und Ganzheit. Zum Leben gehören auch Verlorenheit, Schmerz und erfahrene Sinnlosigkeit, die das Leben zum Fragment werden lässt von dem, was es hätte werden können. Der Stadt Bestes suchen wird zur geistlichen Frage, an der sich unser Tun erweisen wird.

A handwritten signature in black ink, reading 'Petra Thobaben'. The script is cursive and elegant, with a large initial 'P'.

Landespastorin Petra Thobaben
Sprecherin des Vorstands

**Diakonisches Werk Schleswig-Holstein
Landesverband der Inneren Mission e.V.**

Kanalufer 48

24768 Rendsburg

Telefon 04331 593-0

Telefax 04331 593-244

presse@diakonie-sh.de

www.diakonie-sh.de